



Robert E. Norton

University, Inc. – Leitbild USA?

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass sich die deutschen Universitäten bei ihren gegenwärtigen Reformbestrebungen vor allem amerikanische Institutionen als Vorbild nehmen. War es doch die deutsche Universität, die umgekehrt vor mehr als 100 Jahren die gleiche Rolle in den Vereinigten Staaten spielte in der Gestaltung, ja sogar der Gründung von mehreren Hochschulen. Johns Hopkins University (1876), die erste, die sich nicht nur der Lehre, sondern auch und zwar vorrangig der Forschung widmete, wurde ausdrücklich nach dem deutschen Modell geschaffen. In dieser Hinsicht stand Johns Hopkins auch in den darauffolgenden Jahrzehnten bei vielen anderen amerikanischen Forschungsinstituten Pate, vornehmlich der University of Chicago (1890) und der Stanford University (1891), deren offizielles Motto, das auf ihrem Wappen prangt, sogar auf Deutsch zu lesen ist: »Die Luft der Freiheit weht«.

Doch die Gewichte haben sich seitdem diametral verlagert. Einer Statistik von 2009 zufolge sind unter den 20 führenden Universitäten der Welt 17 in den USA. Der höchste Platz auf der Rangliste, den eine deutsche Universität erreichte, war der 55., der von der Ludwig-Maximilians-Universität München eingenommen wurde.¹ Es bedürfte einer prinzipiellen Standhaftigkeit oder auch nur einer eigensinnigen Sturheit, wollte man der Versuchung widerstehen, die amerikanischen Universitäten nachahmen zu wollen, in der Erwartung oder zumindest der Hoffnung, dadurch vergleichbare Resultate in der Qualität der heimischen Institutionen zu erlangen. Doch weiß man genau, was man sich damit wünscht?

Lange funktionierte das Gemisch aus privaten und öffentlichen Universitäten in den USA als beispielhaft dafür, wie eine demokratische Gesellschaft ihre begabtesten Bürger, egal welchen sozialen Hintergrunds, für die wichtigen Geschäfte der Republik bilden könnte und sollte. Die großen staatlichen Systeme in New York, Kalifornien, Michigan und Illinois – Buffalo, Berkeley, UCLA,

Ann Arbor und Urbana-Champaign sind die Namen nur einiger der bekanntesten Campus – standen in der Güte und Breite der Forschung und Lehre den Mitgliedern der renommierten Ivy League in kaum etwas nach, ja in vielen Fällen warben sie die Stars von Yale, Princeton und Columbia ab. Mein erster Lehrer der Germanistik, Professor Stuart Atkins, war einst der Abteilungsleiter des German Department an der Harvard University, der führende Goethe-Experte in Nordamerika und ehemaliger Präsident der Modern Language Association, der größten und wichtigsten akademischen Organisation für die amerikanische Literaturwissenschaft. In den 1960er Jahren wechselte er, angeblich der gesunden Luft wegen, an die University of California, Santa Barbara, wo ich 1982 meinen BA machte. Damals betrug die Studiengebühren 90 US-Dollar pro Quartal, also ganze 270 Dollar im Jahr. Die Patrizier konnten ihren Nachwuchs immer an die bewährte Alma Mater an der Ostküste schicken, aber für mich persönlich und für Hunderttausende andere auch bedeutete die staatliche Universität: Elite auf Rabatt.

Doch diese Rechnung geht langsam nicht mehr auf, und das Gesellschaftsmodell, das davon sowohl abhing als auch profitierte, fängt an zu kippen. Wie Andrew Delbanco kürzlich in einem alarmierenden Beitrag für *The New York Review of Books*, »The Universities in Trouble« (14. Mai 2009), akribisch darlegte, laufen wir Gefahr, nicht mehr das Land zu sein, wo Talent und Fleiß allein ausreichen, um Erfolg im Leben zu haben. Der Grund? Die Universitäten, zumal in diesen Zeiten der Wirtschaftskrise, sind für viele, wenn nicht die meisten, einfach unerschwinglich geworden, und sie werden immer teurer. Heute kostet ein BA an einer privaten Universität, wie zum Beispiel an der University of Notre Dame, wo ich arbeite, weit mehr als 200 000 Dollar. Auch die staatlichen Institutionen, die in der Ära von Reagan und Bush immer mehr öffentliche Zuschussgelder einbüßten, sind gezwungen, ihre Gebühren auf ähn-



lich exorbitante Höhen zu heben und zugleich den Stipendien-Etat zu kürzen. 2008 betrug das Durchschnittseinkommen einer vierköpfigen Familie in den USA 50 000 Dollar und ist dazu im letzten Jahrzehnt nicht gestiegen, sondern gesunken. Praktisch bedeutet dies, dass zunehmend nur die obersten Schichten es sich leisten können, ihre Kinder studieren zu lassen. Der Rest muss ›Hamburger flippen‹.

Statt ihre historische Aufgabe zu erfüllen, die Schere zwischen Reich und Arm zu schließen, sind die Universitäten bei uns also nahe daran, Hauptagenten der Vergrößerung dieser Kluft zu werden. Das wäre schon schlimm genug, aber die dominante und immer noch wachsende Bedeutung von Geld in der Gestaltung und Selbstauffassung der Universität übt auch intern eine korrodierende Wirkung aus, die verheerende Folgen für ihren eigentlichen Zweck – die Mehrung des Wissens – haben könnte.

Eins der auffälligsten Phänomene in der amerikanischen Akademie der letzten Jahre ist das, was man die ›corporatization‹ der Universität nennen könnte, also die Annäherung an die Organisationsstrukturen, Praktiken und Sprachgepflogenheiten von großen Konzernen. ›Best practices‹, ›benchmarks‹, ›brainstorming‹ sind allesamt dem Bereich der Unternehmen entlehnt und bilden nunmehr unvermeidliche Leitmotive fast jeder Fakultätssitzung. Diese und ähnliche Phrasen werden besonders gern von Dekanen im Munde geführt, die noch höhere administrative Ambitionen hegen. Präsidenten von großen Universitäten, die von den Spenden ihrer Alumni abhängen, und das sind nicht mehr nur die privaten, sind vielerorts, überspitzt formuliert, zu Geldeintreibern mutiert. Selbst Professoren werden angehalten, sich diese Sichtweise anzueignen; mehr als einmal habe ich hören müssen, wie Studenten als ›Kunden‹ apostrophiert wurden. Die Universität ist längst zum Big Business geworden.

Die Wissenschaft als Großbetrieb? Das war einmal. Heute läuft die Universität Gefahr, sich in einen Konzern zu verwandeln, der nicht Wissen erzeugt, sondern Gewinn generierende Erzeugnisse produziert. Vielleicht klingt das allzu schwarzseherisch oder überzogen. Aber es gibt gute Gründe zu glauben, dass die potenziell größte Bedrohung der akademischen Freiheit an amerikanischen Universitäten nicht die gern verachtete und viel gefürchtete politische Korrektheit darstellt, sondern Geld.

Was tun? Natürlich muss Wissenschaft bezahlt werden – ohne Kohle keine Kernphysik –, aber das neoliberale

Modell, wonach die Nutznießer der Universität ihre eigene Existenz selber sichern müssen, hat womöglich mehr Schaden angerichtet als Selbstständigkeit geschaffen. Wer beständig darauf bedacht oder sogar gezwungen ist, gewinnorientiert zu operieren – und das sind inzwischen, wie gesagt, sowohl die privaten wie auch die nur noch dem Namen nach ›staatlichen‹ Universitäten –, betreibt nicht mehr Wissenschaft, sondern vertritt eine Interessengesellschaft. Es ist heute keine Seltenheit, dass Entscheidungen getroffen werden – Studenten werden zugelassen oder nicht, Fachdisziplinen gekürzt oder gestrichen, Professoren eingestellt oder entlassen – aufgrund finanzieller, nicht sachbezogener Erwägungen. Damit wird nicht der Wahrheitssuche gedient, sondern den Aktionären.

Am wichtigsten, scheint mir, wenn auch am schwersten zu erreichen, wäre die Entbindung von Wissenschaftseinrichtungen wie den Akademien von der Notwendigkeit, sich selber zu finanzieren, will sagen, ihre völlige Entkoppelung vom Geschäft. Akademiker können und sollen vieles, aber Geldverdienen ist zumeist nicht ihre Stärke. Dabei gibt es schon Alternativen: Das Institute for Advanced Study in Princeton, das anderen ähnlichen Institutionen Pate gestanden hat, bildet eine Oase nicht nur für ungestörte Forschung, sondern auch für die Freiheit von der erforderlichen Einwerbung von Drittmitteln. Und das Institut steht keineswegs nur Humanisten oder Mathematikern offen, die wenig mehr benötigen als einen Bleistift und einen Stuhl: In den mehr als 70 Jahren seines Bestehens haben Forscher dort beispielsweise entscheidende Impulse für die Entwicklung von Computern und die theoretischen Fundamente für Software geliefert. Die Spieltheorie, ein wichtiges Instrument in der heutigen Wirtschaftswissenschaft, wurde dort entworfen. Die Teilchen- und die Astrophysik ebenso wie die theoretische Meteorologie wurden durch grundlegende Arbeiten am Institute vorangetrieben. Natürlich werden die Geisteswissenschaften am Institut auch nicht vernachlässigt: Um nur ein Beispiel zu nennen, wurde die Kunstgeschichte als eigenständige Disziplin in den USA maßgeblich in Princeton in die Wege geleitet. Vergleichbares ließe sich über andere Institutionen sagen: das Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Stanford, wo Thomas Kuhn sein Paradigma-wechselndes Buch über den Paradigmenwechsel in den Naturwissenschaften geschrieben hat und Edward Said sein *Orientalism* konzipierte; schließlich der Research Triangle Park



in North Carolina, der 1958 gegründet wurde und heute eine der führenden unabhängigen, gemeinnützigen Forschungs- und Entwicklungsorganisationen der Welt ist. Hervorstechendes Merkmal aller dieser Institute ist, dass sich keiner der dort Arbeitenden um die Sicherung des Lebensunterhalts kümmern muss, sondern ausschließlich – und frei – seinen Projekten widmen kann.

Natürlich hat nicht jeder das Glück, permanentes Mitglied an einem solchen Forschungsinstitut zu sein, und viele wollen den oft stimulierenden Kontakt mit den Studenten nicht missen. Aber das dort bewahrte Prinzip der uneingeschränkten Autonomie und Selbstbestimmung, das heute so oft an Universitäten kompromittiert wird, die auf Zuwendungen von interessierten Parteien angewiesen sind, sollte als oberste Richtlinie bei allen Überlegungen gelten, wie man andernorts – zum Beispiel in Deutschland – die eigenen akademischen Institutionen umstrukturieren sollte. Es ist allzu leicht, dieses Prinzip aus den Augen zu verlieren, in dem Bestreben, es den beneideten oder nur bewunderten amerikanischen Universitäten gleichzutun, die so viel auf Wettbewerb, Renommee und eine ständig wachsende Kapitalausstattung setzen, dass sie ihrerseits ihre wahre Aufgabe vernachlässigen oder gar untergraben. Denn wenn eine akademische Einrichtung so zielstrebig den finanziellen Erfolg anvisiert, ja den Erfolg allein nach ökonomischen Maßstäben misst, so wird sie, sollte das Geld einmal ausbleiben, nicht nur vor einem wirtschaftlichen, sondern auch vor einem intellektuellen Ruin stehen. Dies gilt es zu bedenken, wenn das Leitbild Amerika nicht zum allgemeinen Leitbild werden sollte.